

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 200 (1921)

Artikel: Eine Appenzeller-Erinnerung
Autor: Birnstiel, J.G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374630>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

rollt, mit Bändern umbunden und als dicke Wurst im Kasten aufgehängt. Bei Regenwetter oder Staub überschlagen die Frauen auf der Straße den Rock hoch auf, und tragen ihn über dem Arm. Die Schlappe wird in der Kartonschachtel bis zu Bekannten im Dorf oder bis vor die Kirchentüre mitgenommen, um erst dort aufgelegt zu werden, nach dem Gottesdienst wird sie wieder hineingelegt. Die Schlappe ist heute nurmehr hohe Feiertags- und Prozessionstracht; bei Trauungen von Bräuten wird sie weggelassen, an ihre Stelle ist der weiße, städtische Brautkranz getreten.

Reinliche Sauberkeit läßt die Innerrhoderin stets tadellos erscheinen. Seit den 1860er Jahren sind die Hemdärmel gleich denen der Bernerinnen mit einer steif geplätteten Falte versehen, die Spizenvolants sind hier beibehalten worden. Geröhrlt sind nicht nur die Schlappenflügel und die Haubenspitzen, geröhrlt ist der weiße Tüllkragen, die schwarzen Seidenspitzen an der „Schlotte“, auch die Rüschi am Brüchli, die Volants der Schürzen, die Röcke sind geröhrlt und die Haare sind gewellt. Von den Wirtinnen ausgehend, war das Welligmachen der Haare auf die Dorfmadchen übergegangen; die bäuerischen Mädchen kämten ihre geschittelten Haare bis in die sechziger Jahre glatt über die Ohren herunter. Für Ohrenringe und Fingerringe bestand längst eine Vorliebe, sie paßten sich der jeweiligen Mode an.

Die vielen festlichen Begebenheiten, die in Innerrhoden gefeiert werden, vermehrten zusehends die Ausschmückung der Tracht. Mit dem Abgehen der Farbenfreudigkeit, die in jüngster Zeit bei der Prozession am Fronleichnam wieder auflebt, hat der Silber- und Goldschmuck überhand genommen. Fast scheint es, als wollten die heutigen Innerrhoder

Frauen die schmucküberladenen Städterinnen des 17. Jahrhunderts überholen.

Statt der früheren Granaten oder Korallen-Halsketten, mit goldenen Eigheln dazwischen, zieren heute bis zu 11 Reihen Silberketten den Hals, im Nacken in ein rechteckiges Schloß gefaßt. Außer diesen Ketten hängt eine andere, sog. Plättkette oder eine „Haartromfette“ auf die Brust herunter. Zwischen diesen Ketten sitzt oben am Brüchli eine Nufennadel, etwas weiter unten eine Brosche, abermals weiter unten eine zweite Brosche. Oft hängt dazu noch an einer der Ketten ein vergoldetes Kreuz. Am Brüchli sind mit Silberfiligranrosetten silberne Ketten befestigt, die unter den Armen durchlaufend wieder mit Rosetten am Rücken des Brüchli enden. Die ehemals von den St. Galler Damen übernommenen Silber-Filigranspannen auf der Rückennaht des Mieders, die sich geteilt auch zu beiden Seiten des Vorstedeckers finden, haben ihre Form und Größe wenig verändert. Der mit Gold und Silberstickerei besetzte Vorstedecker ist mit der silbernen „Zbrischkette“ kreuzweise verschnürt. Die den Vorstedecker frei lassende Schlutte wird mit dem aus 6 Ketten bestehenden „Sperlig oder Speiler“ über den Ketten des Mieders gehalten. Eine weitere Silberkette läuft um die Taille herum; oben an der Schürze durch eine große Silber-Filigranrosette gefaßt, fallen deren Enden auf die Schürze hinab, mit den sog. „Adlern“ endend. Der Name „Adler“ ist geblieben, obwohl die veraltete Form der Doppeladler zu einer Art Silber-Filigranrosen mit einem schwarzen Stein in der Mitte geworden ist. Zu all dem angeführten Schmuck gesellen sich noch Uhrketten, die vom Halse bis zur Schürze reichen. Goldene Armbänder vervollständigen in jüngster Zeit den reichen Schmuck der Innerrhoder Volkstracht der ersten zwei Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts.

Eine Appenzeller-Erinnerung.

von J. G. Birnstiel.

Der Nachtwächter.

Also einen Nachtwächter hatten sie auch, wie ich andern Orts*) bereits glaube erzählt zu haben. Er war nicht schuld, daß ich in der ersten Nacht, die ich im Dörflein verbrachte, die Petrolampe zu löschen vergaß, aber daß Tags darauf die Leute ihre Köpfe zusammensteckten und allerlei falsche und richtige Schlüsse aus meiner Vergeßlichkeit zogen, daran war er schuld. Daß er's zwei Jahre später wieder gut machte, indem er tief in der Nacht fest am Schindelschirm meines Hauses herumropperte und zum Fenster meiner Schlafstube heraufrief: „Herr Pfarrer — euer's Ehend loht Schrää!“, weiß der geneigte Leser ebenfalls, denn ich habe ihm schon Mehreeres aus meinem Aufenthalt im Appenzellerland erzählt. Nun möchte ich aber einmal, nicht nur so en passant,

sondern ganz „appartig“ von unserem damaligen Nachtwächter reden, von dem ich zwar spottwenig weiß, aber an den ich doch immer gerne wieder denke.

Fürs erste einmal kommt mich ein Stöbllein an, daß ich vor vierzig Jahren zu den am äußersten Zipfel der „guten alten Zeit“ lebenden Menschen gehörte, die sich von einem lebhaftig umgehenden und stundenrufenden Nachtwächter haben behüten lassen. Fürs Andere aber kommt mich bei der Erinnerung an die feierlichen, in geruchsamern Nacht gehörten, die dörfliche Stille gleichsam segnenden Wächterrufe eine innige Sand- und Bergfreude an, die nicht an Wert verliert, weil sie gesalbt ist mit einem Tropfen guten Heimwehölz.

*) „Aus sieben guten Jahren.“ Appenzeller-Erinnerungen von J. G. Birnstiel. Bei Helbling & Lichtenhahn, Basel — Preis Fr. 4.50.

In meinen Kinder- und Wanderjahren war mir nirgends ein Nachtwächter alten Stils begegnet. Daß ich ihn nun da gerade fand, wo ich mich zum erstenmal festhaft machte, hätte mich anmuten können wie Zurückversetzung auf eine tiefere Stufe der Kultur. Doch, ich empfand die Sache gar nicht so. Mir war vielmehr, als wäre mir nach langem Irren in der Fremde zum erstenmal ein Licht aufgegangen über dem, was der Schweizer heimelig nennt.

Unser Wächter rief seinen Stundenspruch natürlich nicht auf Hochdeutsch aus, und in seinem Dialekt machte er nicht einmal die kleinste Konzession an das schon über dem Bache liegende Toggenburg, wo man z. B. „Etti“ oder „Zwei“ sagte. Nein! Die Schönergrund — die Appenzellerboden! Er rief eine Stunde vor Mitternacht:

„Voset, was i eu will sage:

D'Glogge het „Alfi“ g'schlage“

Dabei nahm er das „A“ urchig breit und voll, daß man ihm eine Kartoffel in den Mund hätte werfen können. Und waren die ersten beiden Stunden des aus Mitternacht geborenen Tages herum, so sang er, glücklich im Vorgefühl baldiger Ablösung, nicht, wie sie weiter unten im Land es aussprachen: „D'Glogge het „zwei“ g'schlage. Gut appenzellerisch rief er in die laue oder grimmige Appenzellernacht hinein:

„Voset, was i eu will sage:

D'Glogge het „zwää“ g'schlage — zwää g'schlage!

So forget wohl für ond Nächt

Daß eu der liebe Gott behüet!“

Immerhin hatte auch so der Spruch noch einen Stich ins Fremdländische, denn um den ganzen Sänktis herum sprach doch kein Mensch mit gedehntem „A“ „sage und g'schlage“. Doch, dieses schwere, aller „Tiffigkeit“ der Appenzeller widersprechende „A“ nahm man in den Kauf. Es gemahnte an den Ernst der Nacht, von der es heißt: „Sie ist des guten Feind und es läutete in frommen Ohren so halb wie Bibel-sprache.“

Nun ist der Leser vielleicht darauf gespißt, daß ich ihn das Gruseln lehre, indem ich ihm von nachtwächterlichen Abenteuern und allerlei Spud berichte. Da muß ich denn aber gestehen, von Abenteuern habe ich nie gehört. Doch, was den Spud betrifft, so war's nicht ganz geheuer. Zum ersten spuckte es überhaupt an allen Ecken und Enden des Dorfes und jedermann glaubte an das Walten böser Geister, mit Ausnahme des Pfarrers, des Schullehrers, des Gemeindefchreibers und einiger aufgeklärter Konfirmandenbuben, zu denen des Nachtwächters Jakob, ein grundgescheiter Bub' gehörte. Zum andern aber war unser Nachtwächter sonst noch mehr als irgendwer in Gefahr, abergläubischem Wesen zu verfallen. Sein Vorgänger, mit dem er sich eine zeitlang noch ins Amt geteilt, hatte Geister und Gespenster einzeln und in ganzen Rudeln angetroffen. Einst — es soll um die Fastnachtszeit gewesen sein, sei zwischen Zwölfe und Eins in schrecklich stürmischer Nacht eine wilde Jagd hoch in den Lüften ihres Wegs dahin geraft. Getönt habe es, als ob die ganze Hölle vom Teufel und seiner Großmutter aufgeboten gewesen sei. Es habe geheult, wie Hundegebell und geschmettert, wie Pferdewiehern

und Fußgestampf. Geflungen habe es, wie das Hallo brünstiger Jäger, wie Sporengeklirr und Peitschenknall, und so sei es gefahren hoch oben in den Wolken und dann plötzlich wieder unten über dem gefrorenen Boden und in den Wipfeln kahler Bäume. Fast aufs Haar so, wie es Dursli, der Branntweinsäufer in der Christnacht gesehen hat.

Solche Gesichte hatte nun freilich unser Wächter nicht, denn er war kein Dursli, der es mit den gebrannten Wassern hatte und darum die Lust voll Gespenster sah. Nein, er guckte nicht ins Glas, aber fleißig nach dem Lauf der Sterne. Er ahnte darin das Walten guter Geister und hielt es im Uebrigen mit Hamlet:

„Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden

Als eure Schulweisheit sich träumt, Horatio!“

Und so wies er denn seinen Buben zurecht, als dieser, vom Pfarrer aufgeklärt, eines Tages hinterm Spulrad eine Attaque gegen den Aberglauben ritt. „Nimm dich in Acht Bub', was du sagst. Ein unschuldiger Aberglaube ist besser, als der Unglaube, in dem heute viele Leute bis an die Ohren stecken!“

Er erzog überhaupt, wenn er schon bloß der Nachtwächter Bühler war, der für zwanzig Rappen in der Stunde seinen Dienst versah, der Nacht fünf oder sechs Stunden abtrokte, tagsüber hinter dem Webstuhl saß und Sonntags beim Preisfegeln als Schreiber funktionierte, seinen einzigen Buben zu Ehrfurcht vor Staat und Kirche, hing dabei an den alten Bräutchen und suchte eines Tages einen schmeren Strauß mit seinem Jungen, als dieser, dem Geist eines neuen Geschlechtes huldigend, mit einem weichen Filz — man höre! — statt mit dem hohen Zylinderhut hervortrat, um zum erstenmal als stimmfähiger Bürger den Vater auf dem Gang zur Landsgemeinde zu geleiten.

Also Bravourstücke hat, wie bereits bemerkt, unser Nachtwächter nicht vollbracht. Doch ich meine, daß er Jahr um Jahr seinen Weg getan, wie fürchterlich mitunter der Wind durchs Hochtal fuhr, daß er ohne Goliathrüstung, mit nichts als einem Hackenstoß bewehrt, und angetan mit ungeheuren Stiefeln, mit einem ausgerangierten Militärkaput, sowie mit einem, die ganze Person überdachenden Riesenhut, im Namen aller guten Geister zu jeder dunklen Stunde auf dem Kirchplatz, im Unter- und Hinterdorf zum Rechten sah und denen, die mit Sorg' und Bangen fragten: „Hüter ist die Nacht schier hin?“ an die Fenster hinauf rief, wie viel's geschlagen hat, daß er, wie man sagt, immer bei der Spritze war und nie einen Seitenprung machte, ob späte Hoder ihn lockten in der lauen Maien-nacht oder zu schwüler Sauerzeit, und daß er als erster stets „e lybhaftig glücksegnet's Guetjohr“ an den Turm herauf rief, wenn die Läuter zwischen dem Ausläuten des alten und dem Einläuten des neuen Jahres in der Glockenstube ihren Trunk hatten, dieweil er frierend drunten im Schnee stand — ich meine, das alles zusammengekommen, war nicht einfach Nichts, es war ein gut Stück Heldentum. —

Heldentum? O er kannte es freilich nicht, dieses stolze Wort, und die Dörfler kannten es auch nicht. Aber eines Tages oder besser gesagt, eines Abends wurden sie es doch inne, daß so ein stundenrufender

Nachtwächter eigentlich eine recht wichtige Person ist, ohne die es manche Seele fast nicht machen kann.

Im Wirtshaus zum Schäfle fand nämlich eine Dorfgemeindenversammlung statt, in der die Frage behandelt werden sollte: „Ist der Nachtwächterruf beizubehalten oder sind Kontrolluhren einzuführen, die anzeigen, ob der schweigsam gewordene Hüter des Dorfes zur rechten Zeit seine Kunden macht? Dieser neue Brauch wurde von einigen Fortschrittsmännern mit berebten Worten warm empfohlen, und nun ent-

spann sich eine Debatte für und gegen. Da war es dann rührend zu sehen und zu hören, wie der Zug zum Neuen und das Jammern am Alten, der Sinn fürs Praktisch-Nützliche und die Pietät für das Hergebrachte,

nüchterner Verstand und empfindsames Gemüt, sich hart befehdeten. Die fortschrittlichen Jungen waren im Vorsprung und legten sich beim „Dischgerieren“ fast auf den Tisch, indes die Alten ihre Zippfelleppenköpfe rücklings an die Wand drückten, als ob sie festen Rückhalt suchten. Noch höre ich den Stämmigsten unter ihnen, den breiten Hansjörg Chnus, der in den siebzig Jahren seines Lebens sich so eifrig und pfliffig im Viehhandel umgetan, daß kein Mensch eine rührselige Anwandlung bei ihm für möglich gehalten hätte. Der beschwor mit Tränen in den Augen die Mannen, sie möchten doch um Gotteswillen sich am Dorfe nicht versündigen und abschaffen wollen, was seit mehr als hundert Jahren so manchem Traurigen und Kranken in schlaflosen Nächten wohlgetan. So eine Uhr sei ja wahrlich ein Kunstwerk, aber ein Herz habe es halt nicht, wie der Nachtwächter, der einen tröste mit seiner Stimme, ohne daß er's wisse, und einem gleichsam sage: „Häb' fei Angscht, wenn'd g'hörst im Dunkle as de Wurm im Täfes oder en Nachteucl im Wald — es ist all öpper um d'Weg und de bist nödd alei So en Uhr schloht und goht — aber sie seit eim nüt, bsunders wemme sie weder g'sieht no g'hört. I bi der Mänig, mr blibet am Bette bim Alte. Mend'r mr de Rues i dr Nacht, so isch mr gad as gäng der Tod dörs Land — ond seh isch mr!“

Der Verteidiger des Alten und seine Anhänger

wurden überstimmt. Und so ging im Schönengrund das Nachtwächteridyll gemach zum End. Daß der Hansjörg, der Liebhaber eines guten Tropfens war, und meinte, der Erhaltung innerer Wärme am Morgen und am Abend ein gutes Gläschen Kirsch schuldig zu sein, bald nachher einen Unfall erlebte, gehört zwar nicht hieher, aber erzählt werden darf es doch. Der Mann war im Stalle ausgeglitscht und lag mit ausgerenkter Achsel da.

Nun galt es die alten Knochen wieder ins Blei zu

bringen. Der Arzt hatte Bedenken, den Alten einzuschläfern. Doch auf dringlichstes Bitten tat er's doch. — Aber weh! — nach vollzogener Operation wollte der Patient, trotz Schütteln und Rütteln, Rufen und Schreien nicht erwachen. In tödlicher Angst schreit der Doktor nach einem Glase Wein, es dem Schläfer einzuschütten, in fliegender Hast aber vergreift er sich, und nimmt, was zunächst auf dem Tische steht. Der „Wurf“ gelingt, der Todgeglaubte schlägt die Augen auf, doch statt für sein Wiedererwachen Gott den Herrn zu loben, ächzt er mit einem Gesicht voll Abscheu und Grausen bei seiner Rückkehr aus der unbekannten Welt:

„Aeeeeh!! . . . es isch jo gad Treschter gsh!“

. . . . Er hätte es gezogen, wenn zu seiner Wiedererweckung eine bessere Marke seines täglichen Heiltranks zur Verwendung gekommen wäre. Nun fürchte ich, daß ihm später auch die Nacht ohne Wächterruf, verglichen mit der früheren, nicht mehr ein Leib und Seele erwärmender Lebensstrank, sondern nur noch ein erz-miserabler „Treschter“ war.

Der Nachtwächter blieb noch ein paar Monat auf seinem Posten, und in dieser Zeit haben sich einmal in nicht allzu finsterner Nacht ein paar lustige Kumpane erdreistet, seine Treue zu erproben.

Mitten im Dorfe, nicht weit von der Stelle, wo an einer über die Straße gehenden Kette die große, meist nur in Mondnächten brennende Petrolaterne hing, wohnte Meister Frid, der Schmied. Der erlaubte sich, hie und da zu etwas vorgerückter Stunde heimzukommen. In der Nacht, von der ich erzähle, muß er auch an irgendeinem Ort sich warm- und fest-



geessen haben. Item, zu Hause war er nicht. Da stellten, grad um die Zeit, wo der Wächter zu patrouillieren pflegte, drei Hanswurste eine Leiter ans Haus. Zwei hielten unten und einer kletterte empor, sich gebend, als trachte er mit Diebsabsichten durch ein offenes Fenster einzudringen. Jetzt naht von der Kirche her der Wächter und, Unrat witternd, bleibt er hundert Schritte vor dem gefährdeten Hause wie angewurzelt stehen. Er räuspert sich, scharrt mit den Füßen, und stößt den Stock mit Wucht zu Boden, doch näher wagt er sich nicht heran. Immerhin weiß er: Es ist meine Pflicht, das Dorf vor Raub und Brand zu schützen! Und so nimmt er sein Herz in beide Hände und richtet aus respektvoller Entfernung in denkbar freundlichstem Ton die Frage an den Frechling auf der Leiter: „Meischter Frid — Meischter Frid — sünds ihr?“ Durch die Finsternis kehrt von der Leiter als Antwort zurück, von abgrundtiefem Bass gerufen, ein mächtiges: „Joo!“ Da kehrt der Wächter um und denkt: „He nun — ein Haus-herr hat das Recht an seinem Haus herumzuturnen, so lang es ihm beliebt. Da rede ich nicht drein!“ Und bald hörte man ihn in ziemlicher Ferne rufen:

„Loset, was i eu will sage:

D'Glocke het „ääs“ gschlage — „ääs“ gschlage!

So forget wohl für Für ond Vücht,

Daß eu dr liäbe Gott behüet!“

Ja ja, die Dorfgenossen haben geachtet auf Für ond Vücht, der Nachtwächter Bühler hat zwanzig

Jahre lang sich von allen Winden durchblasen, von Regenschauern und Schneewirbeln durchnässen lassen — alles um zwanzig Rappen die Stunde — und hat nächst dem liäb Gott, der alles behüet, wohl aufgepaßt, daß nichts Ungrades passiere. Und wenn er nun auch gegen Ende seiner dienstlichen Laufbahn einmal „Rehrt“ machte, wo er hätte gradaus gehen und dem Teufel auf den Leib rücken müssen, so hat er eben damit auch nur seinen Tribut an die Sündhaftigkeit bezahlt, in deren Schlamm wir Dorfgenossen alle auch mehr oder weniger wateten, und in dem wir untergegangen wären, hätte nicht über den Sternen, zu denen der Bühler fleißig aufschaute, eine ewige Güte gelebt, die größer war als unsere Schuld.

Wann, wie und wo der letzte Schönnengründer Nachtwächter gestorben ist, weiß ich nicht. Ich zweifle aber nicht, daß etwas von der großen, frierlichen Gottesstille, die er in tausend Nächten geahnt und aus den Sternen gelesen, ihm auch Labung war auf seinem letzten Gang und in des eigenen Lebens Mitternacht. Wie läßt Peter Hebel seinen Nachtwächter singen?

„Loset, was ich eu will sage:

D'Glocke het zwösi g'schlage!

Und isch's so schwarz und finster do,

Se schine d'Sternli no so froh.

Und us der Heimet chunnt der Schy —

's mueß lieblich in der Heimet sy!“

Napoleons Tod auf St. Helena.

Ein Gedenkblatt von Gottfried Kehler.

Hohheit, Ehre, Macht und Ruhm sind eitel!
Eines Weltgebieters stolzen Scheitel
Und ein zitternd Haupt am Pilgerstab
Deckt mit einer Dunkelheit das Grab!

J. Matthijson.

Am 5. Mai 1921 sind es hundert Jahre, seit auf der öden Felseninsel St. Helena im südatlantischen Ozean Napoleon I., der „letzte Weltumflieger“, wie ihn der Dichter Karl Verok nennt, gestorben. Es dürfte daher angezeigt sein, einiges über die letzten Lebens-tage und das Ende dieses merkwürdigen und tatenreichen Mannes zu vernehmen, der unstreitig zu den größten Feldherren und Staatsmännern aller Zeiten gehört und auch in die Geschichte der Schweiz wiederholt eingegriffen hat.

„Sainte Hélène, petite île,“ so lautet eine Zeile eines Auszuges, den sich einst der junge Unterlieutenant Bonaparte bei seinen Studien aus einem geographischen Handbuche gemacht hatte. Und auf diese „kleine Insel St. Helena“ verbrachte am 15. Oktober 1815 das englische Kriegsschiff Bellerophon den entronnten Kaiser mit dem ihm zugestandenem Gefolge, um hier den Rest seiner Tage zu verleben. Alle Einzelheiten des einschränkenden Daseins, welches Napoleon im langgestreckten niedrigen Meierhofe Longwood führte, all' die grausamen Demütigungen, welche Hudson Lowe, der Gouverneur der Insel, ihm zu-

mutete, sind schon zu oft geschildert worden, als daß es nötig wäre, sie hier noch einmal zu erzählen. Der Exkaiser wurde bekanntlich sehr strenge bewacht, weil insbesondere die Begeisterung der Nordamerikaner für den gefallenen Riesen einen Befreiungsversuch nicht ausgeschlossen erschienen ließ. Eine Postenlinie umgab in nicht weiter Entfernung das Haus. Innerhalb derselben durfte er sich frei bewegen; wollte er darüber hinausgehen, mußte er die Begleitung eines englischen Offiziers annehmen. Stetsfort kreuzten Schiffe um die Insel und bewachten die Seestraßen. Die übertriebene Sorgfalt in der Bewachung Napoleons gaben diesem und seinen Getreuen Anlaß zu manchem heitern Scherz und Witz. So stellte z. B. die immer frohmütige Gemahlin des Generals Bertrand dem Kaiser, als er sie besuchte, ihr neugeborenes Kind mit den Worten vor: „Sire, ich habe das Vergnügen, Ihnen eine große Seltenheit zu zeigen, nämlich den ersten Fremdling, dem es bisher möglich war, sich Eurer Majestät zu nähern ohne Bewilligung des Gouverneurs und ohne Ordre des Staatssekretärs.“ —

Seine unfreiwillige Muße benützte Napoleon, um die Erinnerungen an seine Feldzüge niederschreiben zu lassen. Der Tag verfloß unter Vorlesen, Diktieren und Spazierengehen; man fuhr aus, ritt aus oder